

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Karl Emil Gruhl weiland Wirklicher Geheimer
Oberregierungsrat**

**Meyer, Alfred Gotthold
Gruhl, Karl Emil**

Leipzig, 1918

6. Vortragender Rat im Unterrichtsministerium.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6687

6. Vortragender Rat im Unterrichtsministerium.

Unterrichtsminister war damals Bosse. Als schultechnischen Amtsgenossen begrüßten den neuen Mitarbeiter die Geheimen Oberregierungsräte Stauder und Köpfe, von denen der erste seit 1875, der andere seit 1890 in der Zentralbehörde tätig war. Mit beiden arbeitete Gruhl in voller Einhelligkeit.

In dem neuen und erweiterten Wirkungskreise suchte er wieder Fühlung mit den Anstalten zu gewinnen, die seiner Aufsicht unterstellt waren. In früheren Jahren hatte er im Osten und Westen der preußischen Monarchie bereits einige Einsicht in die dortigen Schulverhältnisse genommen, als Schulrat hatte er dann in der Mittelprovinz eingehende Erfahrung gesammelt. Nunmehr ergänzte und vervollständigte er die Übersicht und seine Anschauungen durch Reisen in die Provinzen, die neben Berlin-Brandenburg seinem Dezernat zugewiesen waren: Ostpreußen, Pommern und Posen, Sachsen und in der Folge auch Hessen-Nassau. Er gewann Kenntniss von vielen guten und auch manchen minder befriedigenden Zuständen, sah erfreut Anstalten mit stattlichen Gebäuden und Sammlungen, mußte anderswo feststellen, daß die Einrichtungen gar zu kümmerlich waren und z. B. physikalische Lehrstunden fast ohne Apparate erteilt wurden, und regte zu Besserungen im Unterricht und in der Ausstattung der Schulen an. Seine Dienstreisen führten ihn auch in die Städte, in denen er als Schüler und junger Lehrer erste Erfahrungen gesammelt hatte. Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß es dem sinnigen Manne eine besondere Freude und Befriedigung gewährte, seine Schritte nach Fraustadt zu lenken, wo nach mancherlei Wandlungen aus der Kreisschule ein Gymnasium geworden war, oder nach Lissa, nach Lyck, nach Greifswald. Überall lernte er die Direktoren und Lehrer kennen, nahm er teil an ihren Freuden und Nöten und besprach mit ihnen schultechnische und sonstige Fragen; überall ließ er dankbare Gemüter zurück. Wie groß die Zuversichtlichkeit war, die er durch sein Auftreten erweckte, beweisen die zahlreichen amtlichen, mehr noch die vertraulichen Anfragen bei persönlichen oder sachlichen Schwierigkeiten, die an ihn nach Berlin gerichtet wurden. Jedem gab er Antwort, und wo er konnte, half er. Vielfach wird ihm Dank ausgesprochen für die Fürsprache oder Vermittlung bei Verleihung von Titeln und Gehaltserhöhungen,

für Beihilfen zu Reisen ins Ausland, für Anstellung oder für Versetzung an eine andere Anstalt, für die Mitwirkung bei der Umwandlung von Schulen, für die Auswahl geeigneter Männer zu schwierigen Stellungen. Auch manche Beschwerde drang an sein Ohr. Da schlug er wohl in geeigneten Fällen den Weg ein, Fehlgriße vertraulich den Beteiligten zum Bewußtsein zu bringen, so daß ohne umständliche Verhandlungen Abhilfe geschaffen wurde. Auf klare Einsicht in die Verhältnisse und ganz besonders auf zutreffendes Urteil über die Persönlichkeiten kam es bei der Mehrzahl der Anfragen an; groß ist da die Verantwortlichkeit, von höchstem Werte eine sichere Personen- und Sachkenntnis, erfreulich eine gerechte und zugleich wohlwollende Entscheidung. Daß Gruhl gerade diese Eigenschaften in hohem Maße besaß, machte seine Tätigkeit in dem hohen Amte so wertvoll und verdienstlich. Selbstverständlich war es bei seiner Ruhe, seiner Sachlichkeit und der Achtung vor den Rechten anderer, daß auch die Beziehungen zu den Provinzialschulräten durchaus freundlich waren. In halbamtlichen Briefen dieser Herren an ihn kommt die Wertschätzung und das Vertrauen zum Ausdruck, die ihm und seiner gewissenhaften Beurteilung der Dinge auch von dieser Seite entgegengebracht wurden. Naturgemäß erörterte er mit ihnen auch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Provinzen, z. B. die für die östlichen Landesteile bedeutungsvolle Polenfrage.

Er selbst war in einem gemischten Gebiet aufgewachsen, hatte auf der Schule polnisch gelernt, war unmittelbarer Zeuge der politischen Untriebe um 1848 und der bei den polnischen Schülern hervorgetretenen Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung gewesen; aufmerksam hatte er — wenn auch räumlich entfernt — die späteren Vorgänge im Osten verfolgt. Der deutsche Beamte, der in polnischer Umgebung die Interessen des preußischen Staates zu vertreten hatte, befand sich — das war ihm klar — in einer schwierigen Lage; es war für jeden und nicht zum wenigsten für den Lehrer von entscheidender Wichtigkeit, daß er die polnische Sprache kannte und sich unter Umständen in ihr den Polen verständlich zu machen vermochte. Bezeichnend für diese seine Anschauung ist folgende Äußerung: „Meiner Meinung nach würde unsere Polenpolitik ungleich bessere Erfolge haben, wenn in der Provinz Posen und wo sonst die Bevölkerung polnisch spricht, kein Beamter angestellt würde, der nicht deutsch gesinnt

ist und polnisch versteht. Wenigstens sollte die Verleihung der sogenannten Polenstipendien und der Ostmarkenzulage an die Forderung der Erlernung der polnischen Sprache geknüpft werden.“ Das Schwanken in der Polenpolitik war sicherlich nicht nach seinem Sinn. Aber sein Optimismus hielt an der Hoffnung fest, daß die Entwicklung sich doch günstig gestalten werde. In späterer Zeit, als während des Weltkrieges neue Zustände im Osten sich anbahnten, schrieb er noch: „Wenn ich 50 Jahre jünger wäre, möchte ich wohl selber gern hingehen und mitarbeiten an der Riesenaufgabe, die wir uns dort gestellt haben.“

Aber nicht nur amtliche, auch persönliche freundliche Beziehungen verbanden ihn mit den Provinzen. „Wann kommen Sie zu Ihren Ostpreußen?“ heißt es einmal, „der Frühling ist seit einigen Tagen auch bei uns eingekehrt, und es ist jetzt eine Lust, hier zu leben.“

Man hat wohl gemeint, daß Gruhl der äußeren Stellung des akademisch gebildeten Lehrers, der Verbesserung seiner Einnahmen, der Verleihung von Titeln und Auszeichnungen zu wenig Gewicht beigelegt, sie nicht mit besonderer Dringlichkeit vertreten habe. Ob mit Recht? Allerdings maß er den Außerlichkeiten nicht entscheidende Bedeutung bei, wohl in dem Bewußtsein, daß tüchtige Persönlichkeiten der ausdrücklichen Bestätigung, daß sie etwas wert seien, nicht bedürften. Aber andererseits hat er in richtiger Schätzung der Lebenswirklichkeiten den berechtigten Kern derartiger Forderungen nicht übersehen und deshalb z. B. begründeten Wünschen um Stellenveränderung, auch aus finanziellen Gründen, bereitwillig sein Ohr geliehen. Gern half er mit seinem Rat bei Verhandlungen mit städtischen Behörden, wenn sie bei ihren Anstalten mit den Gehaltsätzen hinter den königlichen Schulen zurückblieben. Schwer empfand er es aber auch, als die allgemeine Verbesserung in der Lage des akademischen Lehrerstandes auf sich warten ließ. So schreibt er einmal: „Wir bereiten uns kräftig auf unsere Landtagsverhandlungen vor, für unsere Unterrichtsabteilung kein angenehmes Geschäft, da wir gegenüber den Hoffnungen und Erwartungen unserer Lehrer mit leeren Händen kommen.“

Die Angelegenheiten der höheren Schulen in den ihm zugewiesenen Provinzen nahmen vor allem seine Zeit in Anspruch;

für sie und einige andere Aufgaben, zu denen auch die Fürsorge für die Bibliotheken der Anstalten gehörte, war er im Ministerium Referent, während ihm für eine Reihe anderer Fragen das Korreferat zugewiesen wurde. So wichtig all diese Pflichten waren, so beschäftigte die Mitglieder der Unterrichtsverwaltung in jener Zeit doch ganz besonders der leidige Schulkrieg, und so stand auch für Gruhl im Mittelpunkt des zehnjährigen Zeitraumes, während dessen er als Vortragender Rat im Ministerium wirkte, die Junikonferenz des Jahres 1900, die überraschend schnell auf die Dezemberkonferenz von 1890 folgte.

Diese hatte, wie erwähnt, vielerlei Unzufriedenheit hinterlassen, und scharfe Urteile, laute Kampfrufe, dringende Forderungen waren in Schriften, auf Versammlungen, in den Verhandlungen der Direktoren lautgeworden. Für den wichtigsten Punkt, die Berechtigungsfrage, wurde aus dem oben angeführten halben Zugeständnis der Dezemberkonferenz die naheliegende Folgerung gezogen. Außerdem drehte sich der Streit um pädagogisch-didaktische Fragen. Oskar Jäger war, obschon er gewisse Vorzüge der neuen Unterrichtsordnung nicht verkannte, in die berühmte Klage ausgebrochen: „magna pugna victi sumus“ und forderte mit anderen laut und beharrlich die Wiederherstellung des alten Betriebes in den klassischen Sprachen und deshalb Verstärkung der lateinischen und griechischen Stunden für das Gymnasium. Dabei zeigte sich wieder eine Veränderung der Kampffront: um die Eigenart des alten Gymnasiums möglichst ungeschmälert wiederhergestellt zu erhalten, wurden die älteren Realanstalten weniger befehdet, scharfe Angriffe aber gegen die Reformanstalten gerichtet. Besonders die unter R. Reinhardts kluger und weitblickender Führung seit 1892 in Frankfurt a. M. unternommenen Versuche, die schließlich für alle drei Arten von Vollanstalten die Möglichkeit eines gleichen lateinlosen Unterbaus in Aussicht stellten, hatten steigende Beachtung, vielfache Billigung und heftige Gegnerschaft gefunden.

Daß Gruhl für die Realgymnasien die Zulassung zur Universität wünschte, ergibt sich ohne weiteres aus seinem häufigen Eintreten für sie; vielleicht sah er, wie Paulsen, das gleiche Verlangen der Oberrealschulen als verfrüht an, da vorläufig noch ein ersprißliches Studium ohne Latein an den alten Hochschulen recht erschwert schien. Daneben billigte er sicherlich die Forderung,

den Unterricht in den beiden alten Sprachen wieder zu verstärken, da die Klagen über den Rückgang in den Leistungen ziemlich allgemein erhoben wurden. War doch schon im Jahre 1895 die Erlaubnis gegeben, in den Klassen der Oberstufe je eine Stunde Latein mehr anzusetzen. Wohl hielt auch er den gründlichen Unterricht in der Grammatik für nötig, indes sah er ihn nicht als Endzweck an, sondern nur als das Mittel zu einem sicheren Verständnis des Textes; auch war er kein Verteidiger des lateinischen Aufsatzes. Das spricht er in seinen „Erinnerungen“ aus. Er gibt da zunächst zu, daß er als Schulrat sich überzeugt habe, wie ein erfahrener und geschickter Lehrer auch den lateinischen Aufsatz als ein Mittel logischen Denkens und zur Darbietung eines angemessenen Inhaltes verwerten könne, fügt aber hinzu, daß dieser Erfolg bei weitem nicht überall von ihm beobachtet sei. Sodann erzählt er von den Bemühungen seines eigenen Lateinlehrers in Lissa: „Zur Korrektur der Aufsätze ließ er uns einzeln in seine Wohnung kommen und ging dann Satz für Satz mit uns durch, ja Phrase für Phrase. Auch erzielte er, äußerlich betrachtet, gute Erfolge, und die lateinischen Aufsätze der Lissaer Abiturienten sind, wie ich später selbst lesen konnte, von der wissenschaftlichen Kommission in Breslau wegen ihrer feinen Latinität besonders gelobt worden. Gleichwohl habe ich immer die Empfindung gehabt, daß der wirkliche geistige Ertrag dieser Arbeiten ein recht geringer war und daß der Nutzen, den uns die Anfertigung gebracht hat, teuer erkauft war durch die Art, wie wir zu einer gewissen Fertigkeit im Lateinschreiben gebracht wurden . . . Zu dem Zweck wurden nämlich die Schüler angeleitet, eine Phrasensammlung anzulegen und namentlich bei der Privatlektüre von Ciceros Schriften zu merken, welche *E i n l e i t u n g e n* er wähle, mit welchen Worten er die *Ü b e r g ä n g e* von einem Teil seiner Betrachtung zum anderen vermittele, wie er den *S c h l u ß* ankündige usw. Daß uns diese Art, mit der Feder in der Hand zu lesen, die Schriftsteller besonders lieb gemacht hätte, kann ich von mir nicht behaupten.“ Mit köstlichem Humor schildert er schließlich, wie ein schon bejahrter polnischer Primaner sich zu helfen wußte. Er hatte sich „drei Einleitungen und drei Schlußbetrachtungen ausgearbeitet oder ausarbeiten lassen, je eine für eine Aufgabe aus der Geschichte, für die Behandlung einer Sentenz und für ein allgemeines

Thema, so lang, daß Einleitung und Schluß, weitläufig geschrieben, wenigstens einen Bogen füllten.“ Bei der Anfertigung der Arbeit „brauchte er nur zwischen Einleitung und Schluß einige Sätze auf etwa einer Seite einzufügen, in denen er das Thema variierte . . ., dann war der Aufsatz fertig und wurde sicherlich (wegen des color latinus) günstig beurteilt“.

Da nach Gruhls Auffassung das Eindringen in den Geist des Altertums vor allem wichtig war, so betonte er immer wieder den Wert eingehender verständnisvoller Lektüre. Insbesondere hegte er eine große Vorliebe für die griechischen Dichtwerke, und die Aufführung von Dramen des Aeschylus und Sophokles in Theatern und Schulen begrüßte er als wirksames Mittel zur Wiederbelebung der Antike: auf diese Weise werde die Teilnahme innerhalb der oberen Zehntausend wach und so die Schätzung des griechischen Unterrichts nicht unerheblich gefördert.

Mit der Ruhe, Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen war, ging er an die Prüfung der Leistungen, die ihm in den neuen Frankfurter Reformschulen entgegentraten; denn diese Schulen gehörten zu seinem Dezernat. Die Vorteile, die in sozialer und schulpolitischer Hinsicht durch den neuen Versuch geboten wurden, leuchteten ihm ohne weiteres ein. Ebenso gefiel ihm die geistreiche und methodisch gesicherte Gestaltung des Lehrgangs, der in Sexta mit dem Unterricht in der Muttersprache stark einsetzte und mit ihm die Einführung in das Französische verband derart, daß neben grammatischer Übung auch das Verständnis des Gelesenen und Gehörten schon geweckt und gefördert wurde. Auch daß im Verlaufe der Schuljahre das Nacheinander im Betriebe der einzelnen Fächer klüglich beachtet war, fand Billigung. Freilich übersah er auch nicht, daß der späte Anfang des Griechischen im Gymnasium wie des Englischen im Realgymnasium nicht unbedenklich war und überhaupt die Verschiebung des Lehrstoffes nicht allen Forderungen gerecht wurde. Wiederholt besuchte er, allein und mit anderen, sowohl die für den Versuch bestimmte Abteilung des „Städtischen Gymnasiums“, die 1897 als selbständige Schule den Namen „Goethegymnasium“ erhielt, wie auch die entsprechenden Realanstalten in Frankfurt, und dankbar wird gerühmt, daß er bei den Erörterungen die Lehrer „frank und frei ihre Ansichten entwickeln und über die gemachten Erfahrungen berichten“ ließ. Auch erkannte er die

Trefflichkeit des Unterrichts sowie die guten Ergebnisse unbedingt an, obgleich er hervorhob, daß nicht nur die Lehrkörper, sondern auch das — obendrein gesiebte — Schülermaterial der Frankfurter Anstalten über das Durchschnittsmaß hinausgingen.

Mittlerweile hatten sich in der Zentralbehörde wieder Veränderungen vollzogen. Stauder, seit längerer Zeit leidend, war am 19. Januar 1897 gestorben; im Jahre 1900 wurde Adolf Matthias, der im Oktober 1897 auf der Hauptversammlung des „Bereins zur Förderung des lateinlosen Unterrichts“ energisch und freimütig die Gleichwertigkeit der Bildung in allen drei Vollanstalten anerkannt hatte und bald darauf in das Koblenzer Provinzialschulkollegium eingetreten war, als Vortragender Rat ins Ministerium berufen. Nicht minder wichtig war es, daß Althoff, der schon lange Jahre hindurch als Referent für die Universitätsabteilung einen großen Einfluß im Kultusministerium ausgeübt hatte, seit 1897 als Ministerialdirektor auch dem höheren Schulwesen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Nachdem er über die vielerlei Aufgaben, die hier der Entscheidung harren, in der ihm eigenen rastlosen Geschäftigkeit durch zahllose Besprechungen sich eine eigene Meinung gebildet hatte, ging er großzügig und tatkräftig an die Durchführung dessen, was ihm richtig schien. Im wesentlichen hatte er sich für die Lösungen entschieden, für die Gruhl schon immer eingetreten war.

Durch den Minister Studt (er war kurz vorher, im September 1899, Bosses Nachfolger geworden) wurde 1900 die Konferenz berufen. Unter den 34 Eingeladenen befanden sich ziemlich viele Hochschullehrer und einige hervorragende Vertreter praktischer Berufsstände, aber nur ein halbes Duzend Schulmänner. Dagegen hatte Althoff über verschiedene Punkte von Fachleuten Gutachten eingefordert, über die in den drei Sitzungstagen berichtet wurde. Im ganzen traten indes pädagogische und didaktische Einzelfragen zurück, der alte Streit über die Berechtigungen beherrschte die Verhandlungen. Geheimrat Matthias berichtete über sie, und seinem Vorschlag gemäß wurde der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Abschlußprüfung nach dem Besuch der Untersekunda wieder abzuschaffen, aber auch das Gymnasialmonopol aufzuheben sei. „Wer die Reifeprüfung einer neunklassigen Anstalt bestanden hat, hat damit die Berechtigung zum Studium an den Hochschulen und zu den entsprechenden Berufs-

zweigen für sämtliche Fächer erworben.“ Ein bedeutungsvoller Beschluß! Als dann die Gleichwertigkeit der Vorbildung auf den drei Arten von Vollanstalten durch den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 feierlich anerkannt wurde, war das Ziel, für das einst Hiecke und Gandner und mit ihnen Gruhl seit der Greifswalder Zeit eingetreten waren, endgültig erreicht.

Neben dieser wichtigen Entscheidung traten andere Beschlüsse in den Hintergrund. Auf die Erörterung über den altsprachlichen Unterricht¹⁾ und insbesondere auf die durch das Eingreifen von Wilamowitz-Möllendorff herbeigeführte Erklärung zugunsten des Griechischen sei nur hingewiesen und in aller Kürze der Bericht erwähnt, den Gruhl, der als einer der Regierungskommissare an der Konferenz teilnahm, über Mathematik und Naturwissenschaften im Unterrichtsbetrieb erstattet hat. Die beiden Gebiete waren damals den Angriffen weniger ausgesetzt. Im Anschluß an die von Schwalbe und Slaby eingereichten Gutachten konnte Gruhl darauf hinweisen, daß nach zwei Richtungen hin bereits wesentliche Verbesserungen erreicht seien: erstlich habe man durch Beschaffung und Vermehrung der Apparate und Lehrmittel sowie durch Einrichtung von botanischen Schulgärten, physikalischen Kabinetten, chemischen Laboratorien für den naturwissenschaftlichen Unterricht gesorgt, zum anderen sei für die wissenschaftliche Weiterbildung der Lehrer beider Fächer durch regelmäßig abgehaltene Kurse schon manches geschehen. Nach beiden Richtungen solle das Begonnene weitergeführt werden.

In der Frage der Reformschulen hatte die Konferenz, in der Reinhardt selbst als Mitglied sich befand, zunächst die Ansicht ausgesprochen, daß ihrer Erprobung nicht entgegenzutreten sei, und sie hatte dann noch hinzugefügt, daß eine allmähliche Er-

¹⁾ Latein erhielt im Gymnasium und im Realgymnasium 6 Stunden mehr, erreichte damit zwar die Stundenzahl früherer Jahre nicht wieder, aber doch etwas mehr Zeit für die Befestigung der Grammatik und zur Vermehrung schriftlicher Übersetzungen ins Lateinische. Lehrreich ist es, den Wechsel in der Stundenzahl der alten Sprachen festzustellen.

a) Lehrplan des Gymnasiums:	1859	1882	1891	1901
Latein	86	77	62	68
Griechisch	42	40	36	36
b) Lehrplan des Realgymnasiums:				
Latein	44	54	43	49

weiterung der Versuche Förderung verdiene, ein Vorschlag, der auch in dem Allerhöchsten Erlaß empfohlen wurde. Die Aufmerksamkeit blieb ihnen auch in der Folgezeit zugewandt; fanden doch Ostern 1901 die ersten Reifeprüfungen in Frankfurt a. M. statt. An den vorangehenden Revisionen und Vorprüfungen nahm Gruhl überall teil; im mündlichen Examen wurde an den Realanstalten, der Wöhler- und der Musterschule, das Ministerium durch ihn vertreten, während im Gymnasium der Geheimrat Köpfe zugegen war. Überall war der Erfolg durchaus befriedigend. Im November desselben Jahres hatten alsdann die Vertreter der neuen Schulart eine Zusammenkunft in Kassel, um die gemachten Erfahrungen auszutauschen und hervorgetretene Schwierigkeiten zu erörtern. Gruhl nahm an den Verhandlungen teil und benutzte zugleich die Gelegenheit zu Besprechungen mit den schultechnischen Räten des dortigen Provinzialschulkollegiums.

Im gleichen Jahre 1901 wurden im Anschluß an die Beratungen der Konferenz neue Lehrpläne und Lehraufgaben fertiggestellt. Diese Bestimmungen, die nach berufenem Urteil auch in ihrer Formulierung einen Fortschritt bedeuteten, sollten nach der Absicht der Behörde nicht ein „starres Buchstabengesetz“ sein und die Lehrerkollegien in „spanische Schnürstiefel“ einengen, sie wollten vielmehr als Wegweiser gelten für die verschiedenen Bahnen, auf denen in weiser Entfaltung der sittlichen, intellektuellen und körperlichen Kräfte die Jugend der höheren Schulen zu einer gesunden allgemeinen Bildung geleitet werden konnte. „Neue Lehrpläne stoßen zunächst mehr auf Bedenken als auf wirkungsfrohe Zustimmung,“ so lautet ein gelegentliches Wort von Matthias, nach dessen ausdrücklichem Zeugnis der Schweiß vieler Mitwirkender in dem Büchlein steckte, da Gutachten über Gutachten, Berichte von Provinzialschulkollegien, Revisionen und Superrevisionen, kurz eine Fülle von Vorarbeiten der schließlichen Gestaltung vorausgegangen waren. An dem Abschluß wirkten neben Althoff, „dem Spiritus rector“, wie Ziegler ihn nennt, besonders die Geheimräte Köpfe, Gruhl und Matthias mit; der Anteil jedes einzelnen dürfte schwerlich mit Sicherheit festzustellen sein. Immerhin hat die Annahme viel für sich, daß die für die Mathematik und die Naturwissenschaften gegebenen Anweisungen in der vorliegenden Form auf Gruhl zurückzuführen

sind. Die Pensenangaben sind, ganz abgesehen von Verschiebungen und Ergänzungen, für beide Fachgruppen gründlich durchgeprüft und genauer gefaßt, namentlich aber haben die methodischen Bemerkungen einen neuen, wesentlich umfassenderen und vertieften Inhalt bekommen. Insbesondere wird als „wichtigste Aufgabe“ der Mathematik „die Schulung des Geistes“ hervorgehoben, die den Schüler befähigen soll, „die erworbenen Anschauungen und Kenntnisse in selbständiger Arbeit richtig anzuwenden“; daneben wird die Pflege der Muttersprache auch diesem Unterrichtsfach als Pflicht auferlegt. Ebenso ist, bevor für die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften Richtlinien gezogen werden, das Endziel dieses Lehrgebietes in drei Stufen klargestellt: der Schüler soll lernen, seine Sinne richtig zu gebrauchen und das Beobachtete richtig zu beschreiben; er soll „einen Einblick gewinnen in den gesetzmäßigen Zusammenhang der Naturerscheinungen“ und soll endlich, „soweit dies auf der Schule möglich ist, die Wege verstehen lernen, auf denen man zur Erkenntnis der Naturgesetze gelangt ist und gelangen kann.“

Auch alle anderen Fächer zeigten die Spuren eingehender Prüfung; hier und da erinnerte der umgeformte Text an Gruhls Bemerkung, daß schon unscheinbare Änderungen unter Umständen ein Abweichen von der früher geübten Methode erforderten. Doch vermag ich über seine weitere Anteilnahme an der Gestaltung der Lehrpläne nichts Annehmbares anzugeben.

Faßt man schließlich noch einmal ins Auge, wie das Hauptergebnis der Junikonferenz, die Gleichwertung der drei höheren Schulgattungen und die daraus erwachsenen Neuerungen sich für Gruhl von seinem schulpolitischen Standpunkt aus darstellten, so ergibt sich folgendes: ihm war bewußt, daß im Wandel der Zeiten sich die Anschauungen und Anforderungen änderten, daß neue Zeitströmungen neue Bildungsideale hervorbrachten. Daß ihnen die Schule sich anpassen müsse, hatte er schon in jungen Jahren erkannt. Sie tat es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorsichtig und zögernd, denn starke Widerstände waren zu überwinden; auch folgt ja, nach Fr. Paulsens treffendem Wort, der höhere Unterricht erst in einem gewissen Abstände der allgemeinen Kulturentwicklung. Nunmehr hatte, nicht ohne Gruhls Mitwirkung, das Neue seinen Platz ebenbürtig neben dem Alten erhalten, und eine wichtige Entwicklung war mithin in gesetz-

mäßigem Verlauf zum Abschluß gekommen. Wenn sein historisch geschulter Sinn ihm auch sagte, daß mit der getroffenen Entscheidung die Schulfrage nicht für alle Zeit gelöst war, so konnte er doch in dem nunmehr erreichten Ziel einen schönen Lohn für sein eigenes Bemühen während eines arbeitsreichen Daseins mit Genugtuung erkennen ¹⁾. — —

Arbeit war ihm Lebenselement. Aber mit Recht durfte von ihm auch gerühmt werden: „Bei aller Hingabe an sein Amt ist er niemals in dem Sinn in seinem Beruf aufgegangen, daß er außerhalb desselben nichts gekannt hätte“. Seiner Teilnahme an geschichtlichen und politischen, an kirchlichen und sozialen Angelegenheiten ist schon mehrfach gedacht worden; gern erfreute und erquickte er sich an den Meisterwerken der Literatur, der Musik, der bildenden Künste. Der reinste Quell der Erfrischung und Befriedigung aber während der Stunden, die ihm das Amt freiließ, erschloß sich ihm in der Familie und im mündlichen wie schriftlichen Verkehr mit lieben Menschen, deren Zahl in den Berliner Jahren immer mehr sich vergrößerte.

Schon mehrfach ist das Familienleben berührt worden. Je inniger und zarter die Beziehungen eines durch die Bande des Blutes und durch lange Gemeinsamkeit eng verbundenen Kreises

¹⁾ Wenn der Philosoph behauptet *návta ðeí*, so lehrt die Geschichte, daß im Fluß der Dinge überall ruhige und bewegte Zeiten miteinander abwechseln. So auch in der Pädagogik. Der furchtbare Kriegsturm unserer Tage hat auch hier die Wogen „von Grund aus“ aufgewühlt. Wychgrams inhaltreiches Sammelwerk „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft“ (Leipzig 1916) gibt Kunde, wie schon im Anfang des Krieges die Erwartung weitgehender Umgestaltungen im Unterrichtswesen lebhafteste Formen annahm. Manches, was die Erregung des Augenblicks emporgehoben, wird wieder versinken; aber an großen Richtlinien, die in der vorhergehenden Zeit schon sichtbar geworden waren, wird festgehalten werden. Dahin gehören die engere Verbindung von Elementar- und höherer Bildung, der vorsichtige Ausbau der Pflichtfortbildungsschule als Bindeglied zwischen Volksschule und Heeresdienst, die bessere Ausrüstung des Lehrerstandes für seinen Beruf (hier ist ein entscheidender Schritt bereits getan), die weitere Prüfung und Gestaltung der Lehraufgaben usw. Somit dürfte wieder eine Zeit der Unruhe und Erregung im Anzuge sein. In Grubls Sinne wäre es, die neuen Vorschläge besonnen zu prüfen, sie in historische Verknüpfung zu bringen mit dem, was sich bisher bewährt und unseres Volkes großartige Leistungsfähigkeit mit ermöglicht hat, alsdann das Neue, soweit es nach sorgfältiger Erwägung der Forderungen und Bedürfnisse empfehlenswert erscheint, auszuführen und so „auf erprobten alten Wegen und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen rüstig vorwärts zu schreiten“.

sich gestaltet haben, desto weniger eignet sich die Schilderung im allgemeinen für die Öffentlichkeit. Hier aber war das Zusammenleben so vorbildlich und zugleich so bezeichnend für das eigenste Wesen des Mannes, daß wenigstens ein Einblick in dieses Heiligtum gestattet sein wird, zumal da sich das Gruhlsche Haus zu aller Zeit Besuchenden in freundlichster Weise erschloß. Es walteten hier Kräfte, die auch der amtlichen Tätigkeit Gruhls die Weihe gaben: warmherzige Liebe, Anerkennung der Eigenart eines jeden, Streben nach harmonischer Übereinstimmung der Geister, caritas, libertas, unitas. In dem Ehepaar einten und ergänzten sich zwei verschiedene Naturanlagen. Neben der temperamentvollen, fröhlichen, stets rastlos geschäftigen Gattin bewahrte der Gatte seine ruhige, bedächtige, gleichmäßig vorgehende Art und wehrte sich nur dann und wann gegen eine ihm fremde Eilfertigkeit. Gelegentlich sprach wohl Frau Luise, die ihren „prachtvollen Alten“ ebenso liebte, wie sie ihn verehrte, das scherzende Wort aus: „Ich möchte, daß mein Mann einmal aus seiner Ruhe käme!“ Mit behaglichem Humor lehnte er aber einen darin vielleicht versteckten Vorwurf ab, indem er auf sein trotz aller Zurückhaltung inniges Mitempfinden sich berief: „wenn Mutter auch meint, ich sei wie die ‚ollen Entspektors‘, die nie was sich ‚marken laten‘ wollen.“ Gerade in der liebevollen Teilnahme an dem Wohle anderer waren sich in Wirklichkeit beide Eheleute gleich, eigene Wünsche stellten sie entschlossenen Sinnes zurück. Als nach einer längeren Abwesenheit Gruhls das Wiedersehen aus Rücksicht auf besondere Umstände verschoben wurde, schreibt er der Gattin: „Wir wollen auch in diesem Falle nicht erwägen, was u n s lieb oder leid ist, sondern was wir für d a s R e c h t e halten.“ Und dem Grundsatz blieben beide treu; darüber hinaus versagte er sich nicht leicht einer erfüllbaren Bitte, forderte sie nicht leicht etwas, das nicht angemessen und billig gewesen wäre. Wie einsichtig und lieb klingt in einem ihrer Briefe das Wort: „Quälen tue ich Dich nicht, weil Du das nicht leiden kannst.“

Von den beiden Kindern stand das Töchterchen bei der Übersiedlung nach Berlin erst im zweiten Lebensjahr. Das Verhältnis zwischen Vater und Kind war von früh auf von seltener Innigkeit und Zartheit; in aller Stille übte er an ihm seine pädagogische Kunst, indem er, gemeinsam mit der Mutter, „in

ehrllicher, wenn auch schwer erkämpfter Heiterkeit die Kleine trotz der körperlichen Hemmung zum selbständigen Menschen machte. So meisterhaft geschah dies, daß das Kind von dieser Erziehungsarbeit wenig merkte und als ein fröhliches, harmloses Wesen aufwuchs, das kaum wußte, welch ein Kreuz es mit sich herumtrug, weil Eltern- und Bruderliebe es ihm erleichterten.“ Als die Tochter heranwuchs und die Schule besuchte, ergöhten sich alle Angehörigen an der munteren Art, in der ihre Lernfreudigkeit und Regsamkeit sich äußerten; dem Vater war es eine Herzensfreude, wenn er in amtsfreien Stunden an ihrer geistigen Ausbildung arbeiten und ihre Fähigkeiten und Willensstärke, vor allem ihr reiches Innenleben beobachten konnte. Auch war es ganz nach seinem Sinne, daß sie nach Abschluß der Schulzeit sich für die Lehrerinnenprüfung rüstete. Er gehörte schon lange dem Kuratorium der Königin-Luise-Stiftung an; da ließ es sich einrichten, daß die Tochter an dem Unterricht der dortigen Erzieherinnen teilnahm. Daneben gab es daheim manche pädagogische Erörterung; die Mutter saß mit ihrer Handarbeit lauschend dabei und freute sich des „Fachsimpelns“ von Vater und Kind. Ostern 1901 bestand die Tochter die Prüfung.

Der zwölf Jahre ältere Sohn hatte zunächst in Berlin das Joachimsthalsche Gymnasium besucht. Mit voller Absicht vermied der Vater, der Schule vorzugreifen. „Das wirst du in der Sekunda hören“ oder „du wirst das in der Prima erfahren“ war sein oft wiederholter Bescheid auf wißbegierige Fragen. Wohl aber liebte er es, wie er es schon in Barmen getan hatte, mit dem heranwachsenden Knaben und Jüngling kleinere und größere Ausflüge zu unternehmen und ihm unterwegs aus dem reichen Schatz persönlicher Erlebnisse und Beobachtungen von Land und Leuten zu erzählen oder durch sich darbietende geschichtliche Erinnerungen das im Unterricht Gebotene zu ergänzen. Im Jahre 1888 verließ der Sohn das Elternhaus, um auf verschiedenen Universitäten Theologie zu studieren, in den ersten Semestern zusammen mit dem Freunde seiner Mülheimer Kinderzeit, Ernst Finsterbusch. Die Briefe, die nach Tübingen und Halle, nach Bonn und zuletzt nach Wittenberg gerichtet sind, gestatten einen Einblick in das vertrauliche und vertrauende, weitherzige und doch erzieherische Verhalten des Vaters. Wie er die Wahl des Berufes in keiner Weise beeinflusst hat, so über-

läßt er auch die Zusammenstellung der Kollegia dem jungen Bruder Studio, der an Ort und Stelle das Passende besser herausfinden könne als der Vater nach der bloßen Ankündigung; „entscheide nach dem, was nötig ist und nußt, und nicht nach dem Kostenpunkt“, heißt es an einer Stelle; aber dann erwartet er Bericht über die geplanten Studien und unterläßt nicht Hinweisungen auf lesenswerte Werke. Warmherzig billigt er die Freuden, die der Umgang mit Genossen, studentische Erlebnisse und Ausflüge in die Umgegend der Universitäten gewähren, zugleich sucht er aber auch passende Gelegenheiten zu vermitteln, durch die der Sohn persönliche Beziehungen zu den Professoren gewinnen kann. War ihm doch in der eigenen Studienzeit dieser Vorteil zu seinem Leidwesen nur in geringem Maße zuteil geworden. Der Sohn beklagt es, daß die Vorlesungen ungünstig liegen, der Stundenplan zerrissen ist; „das bedauere ich mit Dir,“ schreibt der Vater, „aber daran werdet Ihr Euch schon gewöhnen, und an freier Zeit fehlt es Euch nicht.“ Turnen, Schwimmen, Fechten empfiehlt er, damit neben der geistigen Anstrengung das körperliche Befinden nicht leide. Wegen einer im Herbst 1888 abzulegenden Prüfung im Hebräischen will der Sohn nicht einspringen, obwohl sich eine Verbindung sehr um ihn bemüht. Der Vater meint: „Ich will ihr (der Verbindung) gewiß nicht unrecht tun, aber ihre Art, Füchse zu teilen, gefällt mir nicht. Wir Kaczeks wenigstens waren damals zu stolz dazu.“ Auch kleine Neckereien über ausgedehnte Aneipabende fehlen nicht, enden aber mit dem Wunsche: „Schlaft heute gut aus und fangt jeden neuen Tag Eurer goldenen Zeit recht frisch und fröhlich an und denkt an jeden vorangegangenen recht befriedigt zurück. Wie gerne würde ich wieder jung mit Euch!“ Steigt da nicht das Bild des prächtigen Pfarrers in Reuters „Hanne Nüte“ vor dem Leser auf? Gewöhnlich fügt die geschäftige Mutter noch eilige Grüße an ihren Herzensjungen und seinen Stubengenossen hinzu und kündigt ein Paket an, berichtet von Besuchen, von dem Genuß, den ein Konzert ihr bescherte, oder sie freut sich königlich, daß der Filius das Tanzbein geschwungen hat. Das siebenjährige Schwesterlein wird nie vergessen, beginnt auch selbst einen Briefwechsel mit dem geliebten Bruder.

Herzliche Liebe und dankbare Verehrung verband das Gruhlsche Paar mit den schwiegerelterlichen Gandtners, mit denen ein trau-

licher Verkehr selbstverständlich war. Aber schon 1885 siedelte Gandtner als Kurator der Universität nach Bonn über, und nun wurden durch häufige Besuche in der schönen RheinStadt und durch einen lebhaften Briefwechsel die engen persönlichen Beziehungen fortgesetzt; als ein Jahrzehnt später der Schwiegervater, der viel kränkelte, wenige Wochen nach dem Ausscheiden aus seinem Amte heimgegangen war, zog seine geist- und gemütvolle Witwe wieder nach Berlin zurück, wo sie sich des Umganges mit den geliebten Kindern und Kindeskindern erfreute und in Gemeinschaft mit ihnen genoß, was Natur, Kunst und schlichtvornehme Geselligkeit boten. Ebenso herzlich war das Verhältnis zu dem Onkel Geheimrat Kießling, dem Bruder von Frau Gruhls Mutter, und seiner liebenswürdigen und geistig angeregten Ehehälfte, der Tante Thella, die einst den jungen Felix Hiecke liebevoll in ihr Haus genommen hatten. Leider starb der edle und gütige Gatte schon 1884, „Tantchen Thella“ aber, der ein selten hohes Alter beschieden war, nahm an den Freuden und Leiden der lieben Angehörigen dauernden und lebhaften Anteil. Geistesverwandt den Genannten war der Generaldirektor der direkten Steuern, der Wirkliche Geheime Rat Burghart, eine ebenso charaktervolle wie liebenswürdige Persönlichkeit; er war bereits in Greifswald mit Gruhl bekannt geworden und hatte zu der Kießlingschen Familie verwandtschaftliche Beziehungen, die von ihm und seiner allverehrten Gattin nun auf Gruhls übertragen wurden. Burghart starb 1902, seine Frau im Sommer 1914.

Obwohl durch den frühen Verlust der Eltern die Geschwister Hiecke in jungen Jahren auseinandergerissen worden waren, haben sie doch im Leben treu zueinander gehalten. Hermann war allerdings, wie erwähnt, schon 1878 gestorben, und Frau Gruhls jüngere Schwester Anna, die mit dem Juristen Richter vermählt war, wurde 1886 vom Kindbettfieber dahingerafft. Aber der älteste Bruder Karl lebte als Oberlehrer in Oberlahnstein, Gustav und Felix wirkten beide als Pastoren im Pommerschen, und alle drei waren, wie schon erwähnt wurde, verheiratet und glückliche Väter; mit ihnen wurde ein reger Briefwechsel unterhalten. Ebenso mit den FrauStädtern. Dort konnte sich über die Berufung des Sohnes nach Berlin noch der hochbetagte Vater freuen, der 1883 im 87. Lebensjahre starb. Im alten Stammhause wohnte der Bruder Wilhelm Gruhl mit

Frau und Tochter; im Jahre 1890 feierte er das 150 jährige Geschäftsjubiläum seiner Tischlerei, zu dem die Spitzen der Behörden, Landrat und Stadtvertreter persönlich gratulierten. „Biedersinn und Rechtlichkeit, Interesse für die Bestrebungen ihres Handwerks und der Stadt zeichneten alle Vertreter der Familie aus,“ heißt es in einem Bericht. Damals lebten auch noch die ältere Schwester Minna und ihr Mann, der mehrfach erwähnte Hauptlehrer Heinrich Gruhl, der 1896 im Alter von 77 Jahren verschied, sowie die jüngste Schwester Beata Marie, die trotz ihres oft leidenden Zustandes voll Geduld und Herzlichkeit war und von allen besonders verehrt wurde; wiederholt hielt sich diese „vielgeliebte Tante“ in Berlin bei den Geschwistern auf. Je länger desto mehr wurde überhaupt das Haus Gruhl in der Reichshauptstadt der Mittelpunkt der großen und weitverzweigten Doppelfamilie; häufige Besuche hinüber und herüber erhielten die enge Fühlung. Ohne Onkel Emils Rat und Zustimmung wurde für das heranwachsende Geschlecht keine Berufswahl getroffen, und alles, was an Freud und Leid die einzelnen Häuser bewegte, wurde zuerst ihm und der Tante Luise mitgeteilt, von ihnen mitdurchlebt, mitgetragen. Nicht nur von der Familie galt das. Wo infolge eines schweren Trauerfalles tiefe Niedergeschlagenheit ihm entgegentrat, wußte Gruhl durch sein aufrichtiges Mitempfinden und gleichzeitig durch sein ruhiges, geklärtes Wesen die Betrübten aufzurichten.

Aber auch heiterer geselliger Verkehr wurde gepflegt. Freundliche Beziehungen verbanden das Ehepaar mit den Mitgliedern des Provinzialschulkollegiums, insbesondere mit den nächststehenden Amtsgenossen, den Schulräten Alix und Pilger, sowie später mit Genz und ihren Familien; sie dauerten fort, als Gruhl ins Ministerium eingetreten war und nun auch freundschaftlicher Umgang mit Köpfe, Stauder, Bohß und anderen hinzukam. Der Kreis war groß geworden, man lebte bisweilen recht „ausgehüßig“, sodaß Frau Gruhl trotz ihrer geselligen Natur gelegentlich aufseufzte: „Für allzuviel Flottigkeit bin ich nicht!“ Übrigens vermied sie in der eigenen Häuslichkeit mit voller Absicht, auch bei größeren Gesellschaften, alle Übertreibung und Äppigkeit. Schon der von ihr selbst besorgte Blumenschmuck, in kleine Bäschen verteilt, damit die Unterhaltung über den Tisch hin nicht behindert war, bot eine ganz persönliche Note, und bei

einer guten Tischordnung und dem geschickt vermittelnden Eingreifen der Wirtin entwickelte sich stets eine wohlthuende Zwanglosigkeit, so daß die Zusammenkünfte bei aller Einfachheit zu den hübschesten im Kollegium gehörten.

Im Sommer wurden, seitdem nach dem Tode des Großvaters Gandtner Bonn nicht mehr Hauptziel war, während der Urlaubszeit Reisen an die See oder ins Gebirge gemacht; zum Aufenthalt wählte man nicht ein Badebad, sondern Stätten, die der Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Gemütlichkeit und zu behaglichem Genuß der Natur entgegenkamen. Da konnte die Familie sich selber leben, und neben kleinen und großen „Forschungsreisen“ in die Umgegend gehörten zu den schönsten Freuden einer solchen Zeit die Stunden, in denen der Vater vorlas — was er in Berlin auch, aber doch verhältnismäßig seltener tat — während die Frauen Handarbeiten machten. „Selbst wenn der Sommer verregnete, konnte das unserer frohen Stimmung nichts anhaben,“ erzählt in dankbarer Erinnerung die Tochter.

In die Urlaubszeit fiel meist auch der Geburtstag des Hausherrn. Wenn sonst schon an diesem Tage von fern und nah, von Verwandten und Freunden eine Fülle herzlicher Grüße eintraf, die Zeugnis von der Liebe und Verehrung für den „Onkel Gruhl“ ablegten, so gestaltete sich die Feier seines 70. Geburtstages am 5. August 1903 zu einer Huldigung, die ebenso dem lieben Menschen wie dem segensreich wirkenden Beamten galt. Vom Minister bis herab zu dem schlichten ehemaligen Schüler wurden dem Gefeierten, der in voller Rüstigkeit den Tag begehen konnte, treue und ehrerbietige Wünsche dargebracht. Dazu kamen die aufrichtigen Bezeugungen des Dankes aus dem Munde vieler, denen er mit Rat und Tat beigegeben hatte. Mußte es ihn nicht tief bewegen, wenn ein bejahrter Mann, ein Lehrer, dem er vor einem Menschenalter in schwerer Zeit Trost gespendet und zu neuem Selbstvertrauen den Mut gestärkt hatte, ihm zu diesem Tage schrieb: „Wenn ich den Beruf wahrhaft lieb gewonnen habe und heute mit Überzeugung sagen kann, daß er vielleicht der dankbarste und schönste ist, den es gibt, so habe ich das Ihnen zu verdanken. Das haben Sie vielleicht gar nicht so ganz gewußt, es ist aber so, und heute muß ich es Ihnen sagen.“

Mit dem Psalmistenalter stieg in ihm aber auch die Frage auf, ob es nicht geboten sei, aus dem Amte zu scheiden. Mit